s i e h t". Der erste Vorwurf traf den geistigen Täter nicht, der zweite aber den, der blind war für die neue Schöpfung die er selbst ersehnte.

Unter die Seins- und Sehweise dieser drei Gefährten und ihr Verhältnis zum Ereignis Maximin fielen auch andre von den älteren Freunden, die bisher den Weg Georges ohne Zögern und Zweifeln mitgegangen waren. So tief sie auch vom Wunder der neuen Dichtung ergriffen wurden, so wahrhaft ihnen das darin verfangene Schicksal auch erscheinen mochte, es forderte mehr als Glauben an die Erneuerung unserer Kunst, es forderte mehr als Wandlung in den Anschauungen von Natur und Volk und Mensch, es forderte mehr als Abkehr von den Häßlichkeiten und Niedrigkeiten einer ablaufenden Gesellschaftsordnung — es forderte dies alles und den Schritt in die Welt einer neuen Göttlichkeit. Nicht der Meister sondern das im Werk verfangene Geschehen forderte durch sein Dasein von ihnen eine verwandelte Haltung zur Welt, er selbst hat in der zarten Schonung jeder menschlichen Beziehung keinen seiner Freunde vor die Frage eines Für und Wider gestellt. Gerade am Fall Derleth zeigte sich deutlich der Unterschied zwischen dem Glaubenseiferer oder Ordensstifter und dem Dichter: der erste will zu seinem Gott überreden und zwar jeden der guten Willens ist, der Dichter aber stellt nur ein Bild auf. Wer wie die meisten still an dem bisher Geliebten und Verehrten festhielt und vom neuen Schönen das ihm Gemäße aufnahm, blieb ungenötigt im Raum der Freundschaft, wer aus eigner Not oder eignem Drange Stellung nahm, fand stets einen Freund zur Hilfe gewillt, der selbst nach berührbaren Flächen des Verstehens suchte. So geschah kein Bruch der Freundschaft, aber dennoch bedeutete das stille Beharren in ihr ohne mitschwingende Wandlung des Geistes ein langsames Wachsen der Entfernung zwischen George und den älteren Gefährten: denn e r ging weiter.

2. KAPITEL: DIE ACHTE UND NEUNTE FOLGE

ALS George nach den Jahren so tief erschütternder Erlebnisse in München im Beginn des Jahres 1905 wieder in diese Stadt kam, verbrachte er hier in der Erinnerung an den Verlorenen die trostlosesten Monate seines Lebens, wie uns manche Gedichte im SIEBENTEN RING und mit der unmittelbaren Bezeichnung des Trauerjahres der Spruch an Hanna Wolfskehl verraten. Der Münchener Freundeskreis blieb in Haß und Feindschaft auseinandergesprengt, Klages mühte sich rein geistige Spannungen vor das öffentliche Gericht zu ziehen, Wolfskehl und Gundolf litten noch unter den Nachwehen jener Kämpfe, das kaum neugeknüpfte Verhältnis

zu Hofmannsthal zerbrach wieder, wie wir erzählt haben, die ausländischen Freunde entschwanden langsam dem Blick und noch war keine Hoffnung sichtbar, daß der Strahl des Geschehens, das er erfahren hatte, in der Jugend des eignen Landes zünden und zeugen werde.

Aber bevor noch das Jahr ablief erfüllte sich diese Hoffnung. Das dichterische Wort, das er von den HYMNEN bis zum TEPPICH, von der ersten bis zur siebenten Folge der Blätter ausgesandt hatte, war in Deutschland auf fruchtbaren Boden gefallen und sandte ihm nun in schlimmer einsamer Zeit die Söhne und Folger zu, die es geworben hatte und deren junge Seelen sich auch dem neuen Erleben weit und willig öffneten. In Basel lernte George durch den früh hingegangenen Rudolf Burckhardt den neunzehnjährigen Schwaben Robert Boehringer, einige Monate darauf in der Reichshauptstadt den noch jüngeren Danziger Ernst Morwitz kennen . . mit ihnen bildete eine Dreiheit — freilich etwas später erst — Ludwig Thormaehlen. Im folgenden Jahre trat dann George in nähere Berührung mit einer Gruppe von Jünglingen und jungen Männern, die Kurt Breysig zuerst mit der neuen Dichtung, dann mit George persönlich bekannt gemacht hatte. Breysig hatte, wie wir schon erwähnt haben, durch Nietzsches Schriften den Anstoß einer hohen Betrachtungsweise menschlicher Geschicke empfangen, er hat den kranken Weisen in seinem stillen Wahnsinn noch selbst gesehen und am 27. August 1900 die Gedenkrede an der Bahre des Toten gehalten. Für den jungen Gelehrten bedeutete diese offne Stellungnahme für Nietzsche ein schweres Ringen um sein Ansehen, ja auch sein äußeres Dasein. Vor den Anhängern Nietzsches bekreuzten sich, wie später und heute noch vor den Anhängern Georges, die bürgerlichen Wissenschaftler als vor verruchten Neuerern, die den besterkannten Weg verließen, und wenn man ihre wissenschaftlichen Leistungen nicht bezweifeln konnte, so verdächtigte man umso tiefer ihre moralische Gesinnung, faselte von Herrenmenschentum und schlimmeren Dingen und hätte die Ketzer, die man nicht mehr verbrennen konnte, gern in der Stille verderben lassen. Doch solang es wache Jugend in einem Lande gibt, horcht sie auf jeden neuen Ton, in dem das Herzblut voller schlägt. Was uns Jungen, die das wissenschaftliche Handwerk so gut, ja aus der inneren Anteilnahme eher eindringlicher als andre trieben, an Breysig lockte und was uns aus seinen neuen Aufgaben und Maßstäben der Geschichtsschreibung entgegenschlug, war ein menschlich Erregtes und Erregendes, war sein Wille die ganze Geschichte der Menschheit als einen großen von einheitlichen Gesetzen durchwalteten Vorgang zu betrachten und von dort aus das Verhältnis von Genius und Masse, von Einzelnem und Gruppe neu zu erfassen. Denn das längst erschütterte aber in tausend Abschwächungen noch

gültige christliche Grundverhältnis von Mensch und Welt, Ich und Gemeinschaft war durch Nietzsche bis in die letzten Winkel fraglich geworden und alle scheinbare Stetigkeit des Staates und aller scheinbare Fortschritt der Wirtschaft konnte nicht darüber täuschen, daß die Seele in einer geistigen Leere schwebte und die Sorge um menschliches Heil täglich größer wurde.

Es wurde nun für Breysig von der größten Bedeutung, daß er in diesen Jahren des Aufbruchs mit George zusammentraf, im Sinne Nietzsches dem Schaffenden begegnete, den er bisher nur aus Forschung und Lehre kannte, daß er einen Großen am Werke sah, der das in der Gegenwart schuf, was er in der Geschichte suchte. Friedrich Wolters, der Schreiber dieses Buches, war schon im Winter des Jahres 1899 zu Breysig gekommen, dann um Studien über die französische Revolution zu treiben nach Paris gegangen und hatte sich nach seiner Rückkehr in Niederschönhausen nah bei dem alten Schloß und Park, wo einst die Gemahlin Friedrichs d. Gr. ihre Tage vertrauerte, niedergelassen, zunächst als einsamer Gast eines mietbaren Landhauses. Dorthin zog er bald seine Freunde, mit denen das Glück ihn seit der Jugend segnete, ein weiter Kreis von Bekannten und geliebten Frauen schloß sich an, und es begannen jene Jahre einer heiteren Jugendgemeinschaft, in denen Arbeit und Feste wechselten, frohes Spiel und ernstes Streben einander befruchteten und für eine Weile auch zu den Lehrern der Universität Berlin, von denen einige zu Gaste kamen, das von der Jugend so begehrte menschliche Verhältnis neben dem wissenschaftlichen erobert wurde.

Eine tiefere Lebensgemeinschaft fanden freilich nur die engeren Freunde Friedrich Wolters, Berthold Vallentin, Friedrich Andreae, Kurt Hildebrandt und einige inzwischen Verschollene mit Breysig, als ihnen die Dichtung Georges eine gemeinsame geistige Sphäre gab und die besonderen Liebhabereien des einen oder anderen vor ihrem Atem wie Spreu verwehten. Denn in manchen wühlte am Beginn von den neunziger Jahren her noch der naturalistische Aufruhr, besonders in den Magdeburgern, die als Jungen noch die „Revolutionäre der Lyrik" gesehen hatten, andere rangen mit den Problemen des späten Ibsen und Tolstoi und alle hatte Nietzsche hingerissen. In all dem, wie auch auf dem staatlichen Gebiet im Sozialismus, lockte diese Jugend das Revolutionäre, die Stöße gegen eine veraltete Weltordnung und der Glaube, daß ein Umschwung aller Dinge nötig sei, ohne daß einer wußte was geschehen solle oder wo zu beginnen sei. Dieses vereinzelte Suchen und ziellose Drängen bekam durch die Dichtung Georges eine sichere Richtung, einen sichtbaren Sinn. Hier wurde nichts verheißen, was nicht schon da war, hier wurde nichts gefordert, was nicht

schon erfüllt war. Schon das Hersagen dieser Gedichte war eine verpflichtende Handlung, denn ihre Erhabenheit hob das Alltägliche auf und verurteilte ohne Spruch ein kleinliches Gebaren: sie schön finden, hieß dem Sinn ihrer Schönheit gerecht werden, sie groß finden, der Größe ihres Schöpfers folgen. Sie waren für uns jedem Streit der ästhetischen, politischen oder moralischen Meinungen entrückt, wir, die leidenschaftlichen Unterredner, denen keine Nacht zu lang war, um sie über einer strittigen Frage zu vertun, haben nie um den dunklen Gehalt eines Gedichtes oder einer Strofe gestritten, sondern jeder wartete auch jahrelang der Stunde, bis sich der Sinn ihm erschließen würde. Es war ein Reifenlassen der Seelen in der Luft des neuen Geistes, der uns durchdrang und mit wachsender Macht auch das Schicksal der Freundschaft ja bald des gesamten Lebens bestimmte. Geliebte Freunde, die den neuen Weg nicht mitgehen wollten, blieben zurück oder traten grollend beiseite, andre ertrugen es nicht sich von den Verpflichtungen und Vergnügungen der bürgerlichen Gesellschaft freizuhalten und verließen uns, wieder andre glaubten in uns Verräter an der freien Persönlichkeit zu sehen und wir mußten sie lächelnd gehen lassen. Wir wurden, bei aller Freiheit und Beweglichkeit in Seelendingen, im Punkte der geistigen Überzeugung streng bis zur Härte und übertrieben die neue Forderung des schönen Maßes bis zur formalen Verstiegenheit. Von denen die gedichtet hatten, ließ der eine jeden Versuch für lange Jahre ruhen, suchte der andre den dunkelsten Ausdruck und den härtesten Klang, das Ungewohnte um jeden Preis zu erzwingen. Vieles Törichte und Mißverstandene mochte bei diesem Ringen unterlaufen, aber gewiß war die Entfernung vom Bürgerlich-Platten und der Abschluß vom Gemein-Alltäglichen. Man erlebte die Erde neu und tat lieber nichts als etwas Falsches, man nahm das Recht der Jugend auf schöne Muße und festliche Tage nach den Wochen der Arbeit in vollem Maße in Anspruch und hielt Leib und Seele sauber bis die Stunde zum Handeln rufen würde. Das persönliche Erscheinen Georges gab allem Überschwang sein rechtes Maß und führte alles Starre Übersteigerte in den menschlichen Fluß des Herzens zurück: aber es bestätigte zugleich jeden Glauben, den seine Dichtung in uns erweckt hatte und gab unserer verehrenden Liebe erst das heilige Recht für den lebenden Meister zu brennen und zu wirken.

Vor diese und andre Jugend — wir haben nur die Namen genannt, welche später durch Werk oder Amt bekannt wurden — trat nun ebenfalls das GEDENKBUCH und DER SIEBENTE RING. Diese Jungen entstammten wie auch die älteren Gefährten aus dem Bürgertum des südlichen und nördlichen, westlichen und östlichen Deutschland, sie waren

wie jene fast zu gleichen Teilen im jüdischen, protestantischen oder katholischen Glauben erzogen worden, aber kaum noch von den matten Bindungen dieser Bekenntnisse gehalten. Die einen bedrohte, die andern hatte das Zweifeltum des Jahrhunderts schon auf den Schulen und durch das herrschende Schrifttum berührt, aber da die einen noch in der ungebrochenen Kraft des Blutes das Gedicht, die andern schon im unverdorbenen Knabenalter die Hand Georges ergriffen hatte, so war ihnen allen das Wunder des neuen Lebens aufgegangen. Die Gewißheit, verschwiegen einen göttlichen Dienst zu tun, wenn sie diesem Werke und diesem Manne folgten, lebte bald heller bald dunkler, bald quälend im Widerstreite mit anderen Lebensmächten, bald freudig in keckem Übersehen der Schwere der gesetzten Aufgaben, aber immer glühend in den jungen Seelen. Sie hatten manches vor den älteren Gefährten voraus: sie brauchten nicht wie diese in der entgötterten Welt, durch eiserne Zucht, die ihr Persönlich-Einzles aus dem Wirrsal rettete aber auch festheftete, sich einen sicheren geistigen Ort der Abwehr, einen unverrückbaren Fechterstandpunkt zu erwerben; ihnen trat weiter die ganze Fülle des Georgeschen Werkes von den HYMNEN bis zum TEPPICH als Einheit als eine ganze geschlossene Welt entgegen; sie begegneten endlich dem Meister selbst auf der Höhe seiner Lebensbahn, in den Jahren der Erfüllung seines höchsten Erdenschicksals. Den Jüngeren, die unter diesen günstigen Zeichen herangewachsen waren, brachte das große Erlebnis des SIEBENTEN RINGS kein Fremdes zu dem bisher Erlebten sondern nur dessen höchste Steigerung. Die früheren Werke waren nicht weniger wunderbar für sie als das neue und sie erfuhren nur das Höherschreiten auf der gleichen Bahn, die Krönung dessen, was sie schon geglaubt hatten. Mehr als vom Buch Maximin wurde der eine oder andre unter ihnen von den „Zeitgedichten" betroffen: denn während jenes in der Richtung des bisherigen Fluges lag, schienen diese die steile Linie der früheren Jahre zu verlassen und zu den Niederungen der Geschichte ja der Gegenwart hinabzusteigen. Freilich war man den hohen Ton des staatlichen Gedichtes in Deutschland nicht gewohnt, und es bedurfte für die unstaatliche Geistigkeit der jungen Deutschen erst der Einswerdung von Geist und Staat, erst der Erweckung eines neuen Gemeinschaftssinnes auf dichterischem Boden, ehe die getrennten Sphären ihrer weltweiten Gedankenbauten sich mit den wuchtigen Notwendigkeiten bluthafter Gebilde verbinden, ehe ewige Idee und irdischer Tag in ihnen zusammenfließen konnten. Aber gerade vom Mittebuch des SIEBENTEN RINGES her, das die älteren Gefährten schamhaft als ein rein persönliches Erleben des Dichters umgingen oder in seiner verpflichtenden Unbedingtheit ablehnten, durchdrang

die Jüngeren, je mehr sie das ganze Werk als Ausstrahlung dieses innersten Herdes erfaßten, die neue Einheit von Gegenwart und Geschichte, Geist und Staat, Gott und Welt. Gerade von dort her erwuchs ihnen die Kraft, alle Lebensgebiete in den dichterischen Raum einzubeziehen und von der festen Innenburg auch den Kampf um das Lebensrecht der neuen geistigen Gemeinschaft nach außen zu tragen.

Die achte und neunte Folge spiegelten die innere Umbildung und Festigung des Kreises der Blätter seit dem letzten Jahrfünft schon deutlich wider. Noch kurz vorher mochte es George zweifelhaft erscheinen, ob die Menge neuer dichterischer Erzeugnisse genügen würde, um die Fortsetzung der Blätter über die siebente Folge hinaus zu ermöglichen, zumal mancher der älteren Mitarbeiter, wie wir geschildert haben, seine Gedichte zusammengefaßt als ganzes Werk im Verlag der Blätter veröffentlicht hatte. Eben, im Jahre 1908, waren die „Huldigungen" von Lothar Treuge und der erste Band der Shakespeareübertragung von Friedrich Gundolf — beide in schöner Buchform von Lechters unermüdlicher Hand — erschienen. George faßte daher zunächst Einzelbeiträge und Proben aus den veröffentlichten Büchern zu einer dritten Auslese der Jahre 1904 bis 1909 zusammen, erkannte aber noch während des Druckes aus dem Zufluß neuer Erzeugnisse die Möglichkeit einer Fortführung der Blätterfolgen und gab im Jahre 1910 die achte und neunte Folge zusammen heraus, indem er jener eine Anzahl früher Maximin-Gedichte beigab und sie wie vorher das GEDENKBUCH nur für den engeren Kreis seiner Freunde bestimmte.

Dieser Eingang, verbunden mit der „Vorrede zu Maximin", besagte deutlich, unter welchem Zeichen das kommende Jahrzehnt der Blättergemeinschaft stand: was nicht um diese Mitte kreiste, sank langsam von selbst zurück, was ihr zuwuchs, gewann immer reiner das dort geschaute Bild. Nicht als ob in Gedichten oder Prosen ausdrücklich davon die Rede sei! Außer den schon im GEDENKBUCH veröffentlichten Totengesängen Gundolfs und Treuges nehmen nur die drei Gedichte „Tag der Toten" und das Chorspiel „Die Geheimfeier" von Wolfskehl in der neunten Folge unmittelbaren Bezug auf das hehre Geschehnis. In den drei Gedichten taucht noch einmal die Erinnerung an die Kosmiker auf, an „die verlorene Zunft", die zu Asche gesunken ist. Die „Geheimfeier', sucht das Wunder der Gotterneuerung in einem schönen Gegenspiel von Knaben und Mädchen zu fassen. Zum ersten Male klingt hier wieder das Lob des lebengebärenden, des guten Todes auf, wie viele Lieder Maximins und des SIEBENTEN RINGS ihn versichtbart hatten.

Von diesem Wunder der Gotterneuerung sind die meisten Dichtungen

der achten und neunten Folge durchdrungen: es war als Keim in die wenigen älteren und die jüngeren Dichter gesenkt und eine heilige Scheu des Beginnes zwang sie eher davon zu schweigen als zu singen — selbst die Gedichte des Buches Maximin wurden nur äußerst selten in Gemeinschaft gelesen. Auch bei den Folgern Georges gab es keine plötzliche überirdische Erleuchtung, keine unerwartete völlige Umkehr des bisherigen Zustandes noch das Stammeln aus einer mystischen Versenkung und Verlöschung der Sinne, sondern ein langsames Wachsen aller Kräfte im neuen Geiste, ein schrittweises Ringen um Näherung an das schöne ernste Götterantlitz, das seit dem SIEBENTEN RING sichtbar und nennbar aus dem meisterlichen Werke schaute. Es galt auch keine Abkehr von der Welt, es sei denn von den häßlichen Auswüchsen und erstarrten Formen der Zeit, sondern eher ein neues Ergreifen ihrer Urgegebenheiten und ein tieferes Ergriffenwerden der gereinigten Sinne von den Gluten der Liebe und Ehrbegier. In den Beiträgen der jüngeren Mitarbeiter, von denen die jüngsten in den beiden Folgen nicht mehr mit Namen genannt sind, drückt sich wenn nicht immer am stärksten so doch am unmittelbarsten dieses Ringen um die letzte Nähe und dieses Ergriffenwerden von liebenden und wetteifernden Gewalten aus. Der junge Künstler, für den sich Rodins L'Age d'Airain nicht schön, nicht göttlich klar genug aus dem Steine hebt, zeichnet damit die Linie nach, auf der sich die Sehnsucht seiner eigenen noch dumpfblütigen Natur nach Befreiung und Erhebung von ihrer Schwere bewegt. (L'Age d'Airain, 8. Folge.) Sein Gespräch mit dem Bildwerk ähnelt dem des Meisters mit dem Schüler in dem Zwiegespräch „Der Absturz", das im Aufwerfen der quälenden Frage nach der eigenen Zulänglichkeit ein Beispiel für die geistige Sorge gibt, welche damals die jungen Seelen erfüllte. Daneben aber stehen dichterische Prosestücke wie „Das hohe Amt unserer Liebe" und „Priestertum der Liebe", in denen sich die leibliche Leidenschaft in einer rauschenden Unmittelbarkeit und heidnischer Offenheit ausdrückt, wie wenn verschlossene fast noch knabenhafte Münder unter dem liebenden Sturm aufbrechen und ihnen nur die höchsten Vorstellungen des Gottesdienstes genügen, um die Schauer der erschütterten Sinne auszudrücken. Wieder andere nahmen die Vorstellungen für ihre Ergriffenheit von der Gewalt der mittelalterlichen Minne wie Wolters in seinen eigenen und übertragenen Liebesliedern, oder von der Gestalt des antiken Eros wie Boehringer in seinen tief ergreifenden Distichen auf das Andenken Rudolf Burckhardts. Aber immer suchten diese persönlichen Ergießungen zu einem göttlichen Bilde der Minne oder des Minners vorzudringen und die tiefe Verbindung der beiden Gewalten Liebe und Tod, welcher man auch

bei ihnen begegnet, zeigt uns den dionysischen Grund an, aus dem ihre Gesänge stammen. Die unbedingte Bindung an den Gotterneuerer, der sie den Weg in die Bereiche des Mehr-als-Persönlichen gehen gelehrt, das Ringen um die Nähe Georges drückt sich in den Widmungen und Sprüchen dieser beiden in der tätigen Form der Anteilnahme an den kämpferischen Elementen des Meisters aus: in der Verwerfung der Gegenwelt, in der freudigen Bereitschaft zur Mitstreiterschaft, in der jubelnden Verkündung der Größe des neuen Reiches und seines geistigen Herrschers, mit welchem Namen Wolters zuerst in diesen Folgen die Gestalt des Dichters zu umgreifen suchte. Bei Boehringer wirkte sich die innere Bewegtheit außer im Gedicht noch unmittelbar in seiner Stimme aus, welche von allen die schönste für das Hersagen war und deren feurigmaßvoller Ton viel dazu beitrug, das Wunder der Dichtung in der Gemeinschaft der neuen Freunde reicher erblühen zu lassen.

In gleicher Richtung wirkten sich die Gedichte Wolfskehls und Gundolfs auf diesem Schauplatz neuer Kämpfe und Freuden aus. Wie die schon erwähnte „Geheimfeier" führen die beiden Mysterien „Sanctus" und „Orpheus" von Wolfskehl seine in den Leidensjahren erlangte Kunst des Feierspieles auf eine noch höhere Ebene mythischen Geschehens. Während das eine in den ewigen Sinnbildern Orpheus und Eurydike den Sieg des liebenden Dichters über die dunkelste Todmacht in Versen von unheimlicher Nachtklarheit verherrlicht, stellt das andre in unbenennbarem Ort und Raum die Sage der Erneuerung des irdischen Reiches an einem Kräftespiel von Führer und Volk, Erd- und Lichtmächten dar. Die Symbole vom Wimpelstab und Baum, Schwert, Mantel und Krone sind freilich in ihm fast deutlicher Erscheinung geworden als die Gestalten ihrer Träger, von denen nur das Volk und der verführende Magus fester umrissen sind. Doch durch alle Dunkelheiten scheint klar der eine Sinn: alle Kraft wird an Wachstum, Blut und Rache gemessen, auch der Bedeutende aber Unzulängliche fällt an der Wende der Zeit den Mächten der Tiefe als notwendiges Opfer anheim, durch das sie geweckt und gesättigt werden, aber die zulängliche Kraft des Berufenen und Geweihten besteht vor den ewigen Proben leichter Hand und durch sein bloßes Erscheinen fällt dem geheiligten Jüngling die Macht und das Reich und die Herrlichkeit zu. Seit Wolfskehl, als er fast schon an sich irregeworden war, durch den Meister den Gott erscheinen sah, wie das Gedicht „Berufung" sagt, war seine Sicht in den Kreislauf der ewigen Lebensmächte, ihres Blühens und Welkens noch tiefdringender geworden. Die dunklen Mythen von Weltenzeugung und Götterdämmerung umspielte sein Geist durch alle Zeiten unserer Erdgeschichte und rief in den „Legenden" und

den „Nirvana-Sonetten" ihr Grauen wie ihre Verheißung aus totem Wissen in gläubige Erregung. All diese Bilder des steigenden und sinkenden Lebens ließen uns das gegenwärtige Geschehen in seinen welthaften Tiefenräumen sehen und offenbarten auch dem leichteren Sinn die Wucht des geistigen Umschwungs dieser Jahre.

In Gundolfs zarten und manchmal noch in Zagheit versponnenen Liedern und Zwiegesprächen drückt sich der gleiche Vorgang durch eine Gegenüberstellung leichter und schwerer Seelen, sinnlich dumpfer und überheller Geister aus, die im Widerspiel um das menschlich und göttlich Echte miteinander ringen. Um das Bejahende deutlich zu machen, ruft er zugleich das Verneinende auf, um Grenze zu zeichnen die maßlose Begier, um das Glück des Glaubens zu bekennen die trostlose Einsamkeit der Gottentfremdung. Alles Heil und Unheil seiner schwebenden und sagenhaften Geister und Helden, seiner Ariel und Dryade, Arion und Kirke, Iskender und Asrafil, selbst die Verzweiflungsnacht eines Friedrich in Sanssouci sind aus dem Wissen um die „Zeitwende" geboren, sie stehen im Schatten oder Morgenrot des künftigen Tags und nehmen Recht oder Fall vom „Wandler und Beseeler" der neuen Welt.

Wir wissen schon, daß weder Verwey noch Derleth diese Sicht teilen konnten und doch fügen sich ihre Gedichte dem Gesamtmerkmal der achten und neunten Folge ein, weil sie als wahrhafte Dichter jene hohe Frömmigkeit besaßen, die auch über Zweifel und Freiheit und selbst in den Schranken einer erstarrenden Überlieferung an ein lebendiges Göttliches glaubt, mochte es der eine für bild- und leiblos, der andre für immer an e i n e Form gebunden halten. Verweys Gedicht „An Friedrich Nietzsche" besingt den dionysischen Trotz des tiefsten Gottleugners und letzten Gottsehners der Zeit, der am Versuch einer Zeugung seines Bildes zerbrach und dem vor die wahnen Augen die beiden Gründer irdischer Gottesreiche im Wettkampf ihrer Lehren treten: Apollon der Darsteller des Gleichen in den Tauglich-Schönen, Christus der Finder der Liebe zu allen, auch noch im Leide. Mit der offnen Frage, woran der große Zweifler starb, schließt auch Verwey sein Gedicht, aber es deckt in seinen kurzen dichten Strofen das ganze Doppelgesicht des Geistes auf, um das die europäischen und vor allem die deutschen Dichter und Denker kreisten und von dem unsere Theologen noch heute kaum etwas ahnen.

Seltsam genug, daß sich auch in den Gedichten Derleths dieses Doppelantlitz spiegelt: ein dionysischer Aufbruch glüht in ihnen durch die römisch-christliche Nüchternheit Augustins, eine antike Wildheit unter strenger katholischer Zucht. Eine auf große Wirkung gestellte Natur ohne Wirkungsmöglichkeit ist in ihnen doch einmal Erscheinung geworden.

Keine Wundergeschichte ist schöner und seltsamer als diese: Wie Derleth nach dem erwähnten Gespräch über ein gemeinsames Handeln an dem offenbaren Geheimnis des meisterlichen Wirkens vorübergehen aber dennoch dessen Winke folgen mußte und ihm freiwillig seine Gedichte für die Blätter gab. Er tat dies einige Jahre lang, bis er plötzlich sagte: „Ich mache keine Gedichte mehr. Ich würde sagen meine linke Hand wußte nicht was meine rechte tat". War es ein Almosen, das er gegeben hatte oder verbarg der Kluge stets Verhüllte unter dieser biblischen Geste des Almosengebens eine Enttäuschung, daß seine Gedichte nicht aller Blicke auf ihren Schöpfer gezogen, daß die Huldigung der Jugend dem blieb, der sie ruhig in seinen Kreis gezogen hatte? Jedenfalls war es kein Scherflein sondern ein unerhörter Reichtum, der in diesen 43 Gedichten der siebenten bis neunten Folge den Blättern geschenkt worden ist. Und einzig hier in dieser einen halbfreiwilligen Gabe wurde die ganze Dichte seines einsamen Lebens sichtbare Leuchte, seine strenge Führung heldischer Ruf, seine fromme Glut lebendig zeugende Macht. Diese Gedichte von metallischem Glanz und erzgefiedertem Klang, die heute noch kaum in Deutschland jemand kennt, zählen zu den kostbarsten Schätzen unseres Schrifttums. Sie bergen den Gehalt einer Seele, die in ihrem Zeitgefühl der Georges fast entgegengesetzt war, aber ihr glich in der Forderung heldischen Menschensinnes und in der Schauung gotterfüllter Welt. So eigengesetzlich diese Gedichte Derleths sind, es mußte die Sphäre des SIEBENTEN RINGS vorhanden sein, damit sie erzeugt werden konnten und wenn Derleth vielleicht daran gedacht hat, durch seine Strofen die Blätter zu sprengen, so mußte er bald erkennen, daß sein Wort und Ton schon dichterisch von dorther bestimmt war, daß es eine andre Form ein Urerleben in dieser Zeit zu äußern außer der Georges nicht mehr gab. Zwei Sätze, die er uns kurz vor dem Weltkrieg auf eine Anfrage schreiben ließ, bestätigten diese Einsicht auf seine kurze bündige Art: „Seine Meinung wolle er in die Worte zusammenfassen, daß George als einziger Heutiger die volle Magie des Wortes besitze. Er wolle dies in aller Wucht und Ausdehnung verstanden wissen".

Mit Verwey und Derleth kreuzen in der achten und neunten Folge auch andere Gefährten zum letzten Male die Blätter: Karl August Klein mit dem schönen Begrüßungsspruch für die siebente Folge und dem Trauergedicht „Die Verbannung", der Besiegelung eignen Schicksals, das noch einmal an die Folgerworte seines frühen Sendschreibens erinnert: „Der Schreiber dieser Zeilen sagt auch hierbei, daß er nie einen anderen Anspruch hat als diesen: der jungen Bewegung seinen Arm geliehen zu haben als nur wenig andre sich darboten". Dann Lothar Treuge und

Walter Wenghöfer, deren Schicksal uns noch beschäftigen wird: der erste mit zwei Oden und Proben aus den schon erschienenen „Huldigungen", welche die Höhe seines Könnens bedeuten, der letztere wie schon verzichtend mit Bruchstücken aus den „Tagen des Endymion" von noch verdüsterterem Ton als einst.

George selbst gab neben der Vorrede zu Maximin zwölf seiner Shakespearesonette, die ersten fünfzehn Gedichte aus dem STERN DES BUNDES, eine Auswahl der von Norbert von Hellingrath entzifferten Pindarübertragungen Hölderlins, Dinge, von denen wir noch im Zusammenhang zu handeln haben, und „Goethes letzte Nacht in Italien". Alle diese Beiträge atmeten den gleichen Hauch der gottverjüngten Welt, der auch die Dichtungen der Gefährten in diesen Folgen beseelte, ja in „Goethes letzte Nacht in Italien" verdichtet er sich zum ersten Male zu einer jener volkumgreifenden Zukunftsvisionen, die von nun an das herrscherliche Merkmal seiner Dichtung werden sollten. In sieben Teilen von je zwölf Zeilen, deren freie fünfhebige Fließung griechisches und germanisches Maß zu verbinden scheint, erhebt sich der Bau dieses ersten Gedichtes hymnischer Art und läßt die klassische Sehnsucht des deutschen Geistes nach südlicher Helle und hellenischem Menschtum in sieben großen Bildern aufflammen, wie sie dem größten Sehner Goethe beim Abschied von Italien vor die Seele treten. Der nächtliche Schwur des Paares vor dem Gottbild hat ihn schon dem geliebten Boden entrissen und traumhaft auf die Grenze zwischen Vor- und Rückschau gehoben. Alle brennenden Schmerzen des Verlangens nach schönerem Land und Menschtum, die er in der Heimat gelitten, alle bitteren Leiden der Abweisung und Verkennung, die er in der Heimat leiden wird, wenn er sein hohes „jenseit der Berge" erworbenes Gut in sie trägt, überkommen ihn in dieser Nacht, auf die er nach seinen eigenen Worten keinen ganz glücklichen Tag mehr in seinem Leben gehabt hat. Er weiß, daß der grübelnde Tiefsinn der Deutschen sich gegen die heitere Sinnenhaftigkeit antiken Menschtums, das er ihnen bringt, empören wird, er weiß, daß sie lieber noch ein Jahrtausend „wildester Wundergeschichte" und mystischer Verzückung folgen als die frohe Botschaft der Erde hören wollen, er weiß, daß er noch nicht die Macht hat wie die ursprünglichen Erdsöhne durch die jahrhundertalten Krusten der Zeit bis zu den „Müttern" vorzustoßen und den „Hüterinnen" die Formel des neuen Lebens zu entreißen. Er wird im letzten entsagen müssen, doch unter tausend Formen wird er den Kindern des Nordens den Strahl des südlichen Lichtes verkünden, bis sich ihnen entschleiert

zauber des dings — und des leibes, der göttlichen norm.

Im letzten Bild läßt George mit seinen Augen den entsagenden Genius

in das Fernenland schauen, wo sich die Bilder seiner Hellenensehnsucht im eignen Volk und Land erfüllen und auch die Früchte seiner Heldenarbeit reifen: einen seligen Augenblick lang schließt das erhabene Paar die Kluft zwischen deutschem Traum und deutscher Wirklichkeit, und der dieses Gesicht als Ahnung vor der Seele des Brudergeistes aufsteigen ließ, hatte den Beginn seiner Erscheinung schon erfahren.

3. KAPITEL: ANTIKE UND CHRISTENTUM

ES ist eine ewige und unerklärliche Mitgift des deutschen Volkes, daß es bei jedem Erwachen sich der Griechen erinnert, als wäre das in ihm Ungeborene, das es künftig darstellen soll, schon einmal in erreichbarer Form dargestellt gewesen und als müßte es an diesem stufenweise sich enthüllenden Vorbild zu seinem Eigensten reifen. Immer aber war dieses Erinnern zugleich eine Abwehr der seit Jahrhunderten in Gefühl und Blut übergegangenen christlichen Formen, ein geistiger Kampf, der im 19. Jahrhundert sein Ende zu finden schien, als die gegnerischen Kräfte an der „unschädlichen Wendung" ins reine Wissen erlahmten.

Da rief Nietzsche, der als letzter in unseren Jahrzehnten die Doppelheit durchlebte, den Kampf noch einmal auf, aber nicht als ein Sichmessen der Gegenkräfte, sondern — und darum mit Recht der erste „Antichrist" — als ihre äußerste Entzweiung: die Antike lieben und sie leben wollen hieß für ihn das Christentum hassen und vernichten wollen: Dionysos gegen den Gekreuzigten blieb sein letzter Ruf. Er nahm wie keiner teil an dem letzten großen christlichen Endrausch der Philosophie und Musik, aber er wollte keine Versöhnung zwischen Antike und Christentum, wollte kein Einschläfern der Gegenkräfte der Welt in Lebensverneinung noch Liebesversenkung, ihm genügte weder das klassisch-humane noch das romantisch-mythische Hellas, sondern das im hellen geschichtlichen Raum erkennbare der großen Weisen, Dichter und Täter: das heldisch-tragische Hellas, das er aus dem dionysischen Leidensgrund emporsteigen ließ. Gegen das lebenverfälschende seelenversklavende Leid und die leibverzehrende übersinnliche Lust des Christentums rief er das heroische Leid und die heroische Lust des frühen Griechenlands auf, die nahtlose Einheit seines Menschtums mit allen Schauern und Freuden der göttlichen Natur, seine volle Bejahung irdischer Qualen und Wonnen um des höchsten männlichen Glückes willen um das Siegesgefühl des harten geschmeidigen adligen Menschen im Wettkampf mit seinesgleichen. Den griechischen Agon hatten die Klassiker als Bildung des schönen und kräftigen Leibes gesehen, Nietzsche sah in ihm